

Neustadt
Dresden,
in der Expedi-
tion, N. Meißn.
Gasse Nr. 2,
zu haben.

Sächsische Vorzeitung.

Preis:
vierteljährlich
12 1/2 Ngr. Zu
bezahlen durch
alle tgl. Post-
Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die Bundesversammlung hat am 13. August eine außerordentliche Sitzung gehalten, in welcher über die holsteinische Frage Bericht erstattet wurde. Der Referent der betreffenden vereinigten Ausschüsse zeigte an, daß den letzteren durch Vermittelung Preußens und Oesterreichs eine Erklärung Dänemarks zugegangen sei. Hiernach habe die dänische Regierung von der außerordentlichen Steuerquote Holsteins, über das Normalbudget hinaus, für das laufende Finanzjahr vorläufig Abstand genommen; auch seien seit dem Bundesbeschlusse vom 7. Februar d. J. keine allgemeinen Gesetze erlassen worden, noch ständen solche in Aussicht. Unter diesen Umständen hielten die Ausschüsse es nicht für geboten, weitere Maßregeln zur Durchführung des Bundesbeschlusses vom 7. Februar zu beantragen. Der eben angezogene Beschluß betraf bekanntlich die Einleitung des Executionsverfahrens und es war damals der dänischen Regierung eine Frist von nur sechs Wochen zu einer Erklärung gelassen worden. Die Sache hat sich aber bis jetzt verzögert und wird nach Vorstehendem vor der Hand als erledigt betrachtet. Das Normalbudget geht den 31. März d. J. zu Ende; dann wird diese so lange verschleppte Angelegenheit von Neuem auftauchen. — Die Bundesversammlung hat nunmehr ihre Ferien angetreten und sich bis Ende October vertagt. — Wie verlautet, geht die österreichische Regierung damit um, ihre nichtdeutschen Regimenter aus den Bundesfestungen zurückzuziehen und sie durch deutsche Truppen zu ersetzen. — Durch die Einführung der gezogenen Geschütze ist der Pulverbedarf außerordentlich vermindert worden; nach offiziellen Angaben werden von jetzt an in den fünf Bundesfestungen 6700 Centner Pulver weniger gebraucht, als bei den früheren Geschützen.

Aus Baden: Baden wird gemeldet, daß die Untersuchungsacten gegen Oscar Becker geschlossen und der Staatsanwaltschaft übergeben worden sind. Die Voruntersuchung geschah unter Anschulldigung des vollendeten Mordversuches und damit eines hochverrätherischen Angriffs auf die deutsche Bundesverfassung. Man glaubt indessen, daß der Staatsanwalt sich nur auf die Anklage wegen des vollendeten Mordversuchs beschränken wird, obgleich Becker in seinem wahn sinnigen Frevelmüthe so weit geht, daß er in seinen Aeußerungen Alles anbietet, um auch unter Anklage des Hochverraths vor die Geschworenen gestellt zu werden. Er hat sich wörtlich dahin geäußert, daß er lieber auf dem Schaffot, als im Zuchthause sterben wolle.

In Baiern ist gegenwärtig der Ausschuss der Abgeordneten kammer mit der Frage über die Nothwendigkeit der Gewerbegesetz-Reform beschäftigt und soll derselbe geneigt sein, die Einführung der Gewerbefreiheit zu befürworten. Gegen eine solche Reform gehen aber aus dem Gewerbestande zahlreiche Denkschriften und Petitionen ein, da die meisten Handwerksmeister und Realrechtsbesitzer nichts davon wissen wollen, obgleich in der bairischen Pfalz eine langjährige Erfahrung die unbegründeten Vorurtheile gegen eine durch Gesetz geregelte Gewerbefreiheit längst widerlegt hat. In einer jener Eingaben sagen die Gewerberäthe: lieber wollten sie noch einmal so viel Gewerbesteuer zahlen, als diese ver wünschte Gewerbefreiheit im Bande sehen! Dies wird aber Alles nichts helfen; Baiern

kann mit der Reform nicht zurückbleiben, wenn ringsum damit vorgegangen wird. In Württemberg wird die zweite Kammer mit der Berathung des neuen Gewerbegesetzes in diesen Tagen zu Ende kommen; sie ist dabei mit noch größerer Liberalität zu Werke gegangen, als die Regierung, und hat sich, indem sie einen Theil der Vorlage verwarf, entschieden zu Gunsten des Grundsatzes völliger Gewerbefreiheit ausgesprochen.

Der 16jährige Kronprinz von Hannover, welcher sich im Seebad zu Rorderney befindet, ist am 10. August in große Lebensgefahr gerathen. Derselbe wagte sich beim Baden zu weit in die See und wurde von der in raschem Steigen begriffenen Fluth fortgerissen. Nur mit außerordentlicher Anstrengung gelang es einem herbeigeeilten Badediener, bis zu dem Prinzen heranzuschwimmen und denselben zu retten.

In den Hansestädten wird gegenwärtig der Vorschlag vielfach besprochen, daß Preußen auf dem Wege directer Vereinbarung die Stellung der Bundescontingente für diese Städte übernehmen möge, während letztere die zeitlich für den Militäraufwand verausgabten Summen ausschließlich zum Bau und zur Unterhaltung von Kanonenbooten verwenden würden. Officielle Schritte sind jedoch noch nicht geschehen, um einen solchen Plan zur Ausführung zu bringen.

Preußen. Es werden bereits umfassende Vorbereitungen zu der im October stattfindenden Krönung getroffen; außer den Mitgliedern der beiden Häuser des Landtags sollen nun doch auch je 12 Mitglieder jeden Provinziallandtags als Vertreter der betreffenden Provinz an dem Krönungsacte theilnehmen. — Der König hat den Kriegsminister ermächtigt, die freiwilligen Beiträge zur Beschaffung von Schiffen für die preussische Marine anzunehmen und sie dem gedachten Zwecke gemäß zu verwenden. Es sind beim Kriegsministerium allerdings erst 103 Thlr. eingegangen, doch wurden an den meisten Orten die Sammlungen erst eröffnet; die Stadt Berlin gedenkt allein die nöthige Summe zur Erbauung von zwei Freigatten aufzubringen. — Die ministerielle Allg. Preuss. Stg. bringt eine Reihe von Artikeln über die Zusammensetzung des preussischen Herrenhauses, deren Inhalt deutlich verräth, daß man in den Regierungskreisen ernstlich damit umgeht, eine zeitgemäße Reform jener Corporation, in welcher die Kleinjunkerpatrie jedem Fortschritt beharrlich entgegentritt, vorzunehmen. Durch die Bestimmung, daß nur diejenigen, deren Väter sich hundert Jahre in derselben Familie befinden, als Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes in dem Herrenhause Sitz und Stimme haben sollen, werden neun Zehnthelle der preussischen Ritterschaft von dieser Vertretung ausgeschlossen; denn unter 12,543 Rittergütern der Monarchie entsprechen nur 1331 jener Bedingung und die Wahl liegt daher in den meisten Kreisen in den Händen von 10—20 Berechtigten, welche überdies, was den Umfang ihrer Besitzungen anlangt, oft weit hinter den ausgeschlossenen Grundbesitzern zurückstehen. Dieses Mißverhältniß beruht auf den Bestimmungen des unter der vorigen Regierung erlassenen Reglements über die Uebung des Repräsentationsrechts zum Herrenhause und über die Eintheilung der Wahlbezirke. Dieses Reglement hat aber keine Gesetzeskraft und es bleibt daher dem jetzigen Ministerium vorbehalten, zeitgemäße Abänderungen darin vorzunehmen.

Das deutsche Turnfest in Berlin ist in ebenso großartiger als würdiger Weise vorübergegangen. Aus allen Gauen Deutschlands hatten die Turnvereine ihre Vertreter gesandt und selbst aus Nordamerika hatte sich eine Deputation der dasigen deutschen Turner eingefunden. Der imposante Festzug, welcher sich mit seinen 150 Fahnen durch die geschmückten Straßen bewegte, zählte über 5000 Festgenossen, an deren Spitze die Mitglieder der städtischen Behörden sich befanden. Das Festzeichen war die schwarzrothgoldne Schleife und die deutschen Farben flatterten stolz durch die Luft, während die schleswig-holsteinische Fahne ein Trauersymbol umhüllte. Manches warmes patriotisches Wort wurde während der drei Festtage gesprochen und mit Jubel aufgenommen; überall herrschten Einigkeit und Gemüthlichkeit; die ganze Feier trug den Character eines deutschen Verbrüderungsfestes, das durch keinen Miston gestört wurde und in allen Theilnehmern eine freudige und ungetrübte Erinnerung zurücklassen wird.

Geheimrath Dr. Stahl, einer der begabtesten Führer der Kreuzzeitungs-Partei, ist mit Tode abgegangen.

De Oesterreich. Am 8. August ist im Unterhause zu Pesth die Antwortadresse auf das k. Rescript, die Deak verfaßt hat, unter erblosem Jubel verlesen und einstimmig angenommen worden. Jede Discussion über das umfangreiche Actenstück unterblieb, da man schon vorher in geheimen Conferenzen sich darüber geeinigt hatte. Am 10. August ist die Adresse auch im Oberhause einmüthig zur Annahme gelangt und am 12. wurde dieselbe in beiden Häusern unterzeichnet, um dann in Wien überreicht zu werden. Der Wortlaut des Documentes ist weit entschiedener, als die erste Adresse; es ist ein Ultimatum, bei dessen Abfassung sich die gemäßigte Partei mehr den Anschauungen der Radicalem genähert hat. Das k. Rescript wird Punkt für Punkt zu widerlegen gesucht und dann werden die Forderungen des ungarischen Landtages noch einmal zusammengestellt. Der Landtag erklärt, daß er an der pragmatischen Sanction und an der constitutionellen Selbständigkeit Ungarns und seiner Erbländer unverbrüchlich festhalten werde; er könne weder das October-Diplom noch das Februar-Patent annehmen und müsse dagegen protestiren, daß der Reichsrath in Wien über Ungarn irgend eine gesetzgebende Gewalt ausüben könne, auch wenn derselbe etwa, nachdem der Landtag jede Absendung von Vertretern in denselben abgelehnt habe, etwa durch anderweite nicht verfassungsgemäße Wahlen ergänzt werden sollte. Alles was daher der Reichsrath über Ungarn beschließen werde, müsse im Voraus für verfassungswidrig und ungültig erklärt werden; keine Last, keine Pflicht, kein Anlehen ꝛc. könne bindend für Ungarn sein. Ungarn wahre sich vielmehr sein Recht, über seine eigenen Steuern und sein Militär auf seinem eigenen Reichstage Beschluß zu fassen; nur diesem und den Landesfürsten stehe die gesetzgebende Gewalt zu, aber die letztere könne nicht einseitig ausgeübt werden und jede Deroirung von Gesetzen sei deshalb zurückzuweisen. Der Landtag halte ferner fest an den Gesetzen von 1848 und könne daher in weitere Berathungen nicht eingehen, bis die Volksvertretung nach diesen Gesetzen ergänzt sei. Die gegenwärtige Regierung des Landes sei eine geschwundene und die Beamten, welche dieselbe vertreten, würden der Ahndung der magyarischen Gesetze verfallen. Durch das k. Rescript sei jede Verständigung unmöglich gemacht und der Faden definitiv abgerissen worden. Es würden vielleicht schwere Zeiten über Ungarn kommen, aber die Nation werde sie, auf ihr Recht bauend, zu ertragen wissen.

Die Magyaren haben sonach mit rückhaltslosem Troß alle Brücken hinter sich abgebrochen und man erwartet, daß sich nunmehr der Landtag selbst auflösen wird, wenn ihm die Regierung damit nicht zuvorkommt. Es läßt sich aus der Adresse fast herauslesen, daß die Wortführer des Landtags keine Verständigung mit Oesterreich wollen, daß ihnen ein vollständiger Bruch lieber ist, als die geringste Nachgiebigkeit in den von ihnen aufgestellten weitgehenden Forderungen. Und an dieser Adresse haben sich Männer betheiligigt, welche das October-Diplom, welches jetzt schände zurückgewiesen wird, selbst mit in's Leben rufen halfen! — Mit Spannung wird nun den nächsten Schritten der Regierung entgegengesehen, die auf einen solchen Ausgang längst vorbereitet und mit ihnen zu ergreifenden Maßregeln in's Klare gekommen sein muß. Zunächst wird

eine Erneuerung der Comitatsbehörden erwartet, damit der jetherrschenden Anarchie in der Verwaltung gesteuert und der landesherrlichen Autorität wieder Geltung verschafft werde; wird dieses Ziel erreicht und dann die Vornahme neuer Landtagswahlen ermöglicht, so dürfte eine Wiederannahme der abgebrochenen Verhandlungen immer noch als der räthlichste Weg erscheinen, den Conflict zu einer befriedigenden Lösung zu bringen.

Italien. Die Zeichnungen zu dem neuen Anlehen der italienischen Regierung haben den ausgeschriebenen Betrag um das Vierfache überstiegen. Mag auch an diesem Erfolge die Börsenspeculation ihren Antheil haben, so geht doch daraus hervor, daß sich das Vertrauen in die Haltbarkeit der italienischen Zustände zu befestigen beginnt. Der größte Theil der Anleihe ist übrigens in Italien selbst gedeckt worden. Der Finanzminister Castiglioni wurde in Anerkennung des Gelingens dieser Finanzoperation von dem Könige in den erblichen Grafenstand erhoben. — Der Minister Ricasoli hat an die Repräsentanten der fremden Mächte eine Depesche gerichtet, in welcher er die Resultate der letzten Parlamentssession zusammenfaßt und die Hoffnung ausspricht, daß die römische Frage bald eine friedliche Lösung finden werde, da die italienische Regierung aufrichtig bereit sei, der Kirche ihre Unabhängigkeit und Freiheit zu sichern. Ueber diese letztere Angelegenheit dauern übrigens die Unterhandlungen mit Frankreich fort, doch ist über ihre bisherigen Ergebnisse durchaus nichts Sicheres bekannt. — Der Beichtvater Savours, Vater Giacomo, ist von seinem geistlichen Berhöre aus Rom zurückgekehrt; er hat seine Pfarstelle auf Befehl des Papstes jedoch nicht wieder antreten dürfen.

Aus Neapel lauten die letzten Nachrichten noch immer wenig tröstlich, obgleich die Energie des Generals Cialdini dem Bandenwesen einigermaßen gesteuert hat. In der Hauptstadt sind abermals zahlreiche Verhaftungen unter der höheren Aristokratie vorgenommen worden, welche gegen Piemont conspirirt.

Frankreich. Am 9. August wurde auf dem Pariser Marsfelde zu Ehren des Königs von Schweden von dem Kaiser eine große Revue abgehalten, zu welcher 71 Bataillone, 47 Schwadronen, 28 Batterien und ein vollständiger Brücken-train commandirt waren. Dem Besuche des nordischen Königs am französischen Hofe wird mehrfach eine politische Bedeutung beigegeben, die man mit der vorläufig vertagten dänisch-deutschen Streitfrage in Verbindung bringt. Daß die schwedische Politik sich den Interessen Dänemarks zuneigt, ist ebenso bekannt, als daß Dänemark auf die Freundschaft und Unterstützung Frankreichs rechnen zu dürfen glaubt. — Der preussische General Willisen hat dem Kaiser Napoleon ein eigenhändiges Schreiben seines Souveräns überbracht, und nunmehr zeigt auch der amtliche Moniteur an, daß der König von Preußen nicht nach Chalons kommen, sondern im nächsten October mit dem Kaiser eine Zusammenkunft an einem andern Orte Frankreichs, wahrscheinlich in Straßburg, haben wird. Dagegen wird versichert, daß die Königin von Spanien eine Zusammenkunft mit dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen, welche französischerseits gewünscht wird, unter allerhand Vorwänden lebhaft verweigert. Selbst der dringende Rath ihrer Minister soll den persönlichen Widerwillen der Königin gegen eine solche Begegnung nicht zu besiegen vermögen.

Die inspirirten Blätter verlangen mit auffälligem Eifer die Zurückziehung der französischen Occupationstruppen aus Rom. Man hat hieraus schließen wollen, daß die Regierung gemeint sei, unter Berufung auf das Andringen der öffentlichen Meinung jene Rückberufung vorzunehmen; dies ist aber wohl irrig. Jedensfalls sollen jene Artikel nur dazu dienen, die päpstliche Regierung den Forderungen Frankreichs gegenüber gefügiger zu stimmen.

Großbritannien. Die Königin Victoria hat am 12. Aug. in Spithead den aus Cherbourg kommenden König von Schweden empfangen und hat sich mit demselben nach Osborne begeben. — Die Morning Post, das Organ Lord Palmerstons, legt der Zusammenkunft des schwedischen Königs mit dem Kaiser Napoleon ebenso wie die französischen Blätter ein politisches Gewicht bei und benutzt diese Gelegenheit, aber

malß gegen Deutschland und Preußen die größten Ausfälle zu machen. Das Blatt stellt die alberne Behauptung auf, Deutschland wolle sich der dänischen Herzogthümer bemächtigen, um einen Küstenstrich zu gewinnen. Die beiden scandinavischen Mächte seien daher auf ihrer Hut und suchten sich in Zeiten gegen derartige Pläne sicher zu stellen. Gleichzeitig verhöhnt die M.-Post die Versuche, eine deutsche Flotte zu gründen, in einer so gemeinen Weise, daß man den Aerger John Bull's über diese Bestrebungen deutlich herauslesen kann. Frankreich gegenüber lägenbuchelt das Palmerston'sche Organ in der servilsten Art, gegen Deutschland dagegen glaubt es sich die größten Impertinenzien erlauben zu dürfen.

Rußland. Im Königreiche Polen nimmt die Stimmung mit jeder Woche einen bedenklicheren Character an. Während in den Provinzen sich die Widersetzlichkeiten gegen die Behörden mehren, nehmen in Warschau die öffentlichen Demonstrationen gegen die herrschende Gewalt immer größere Dimensionen an. Der passive Widerstand, welcher bisher den polizeilichen Anordnungen entgegengesetzt wurde, hat neuerdings zu wiederholten Reibungen geführt, welche das Einschreiten des Militärs veranlaßten, bei deren Anrücken sich die angesammelten Massen gewöhnlich ruhig zu zerstreuen pflegen. Wie am Namenstage der Kaiserin, so weigerte man sich auch an dem Geburtstage derselben, die Häuser zu beleuchten, ja es wurde der Versuch gemacht, an einem Regierungsgebäude die Lichter auszulöschen und die Fenster einzuwerfen. Dies führte zu einem Conflict mit dem Militär, wobei ein junger Pole verwundet wurde, was die Erbitterung steigerte und die massenhafte Ansammlung des Publikums vor jenem Hause, wo angeblich das Blut geflossen, zur Folge hatte. Die Polizei stellte entschieden in Abrede, daß Jemand gefährlich verwundet und heimlich weggeschafft worden sei. Seit dem 10. August haben sich die Truppen wieder auf den öffentlichen Plätzen gelagert, woselbst auch Kanonen aufgeföhrt sind. Für den 12. Aug. war ein großes Erinnerungsfeß an die i. J. 1661 an diesem Tage stattgefundene Verbindung von Lithauen mit Polen angekündigt. Der Statthalter verbot jede Betheiligung an einer derartigen Feier und warnte namentlich vor der Schließung der Kaufläden. Dessenungeachtet feierte die Stadt das Nationalfeß; die Börse, sowie sämtliche Comptoirs und Läden blieben geschlossen und die Kirchen waren stark besucht. Abends war die Stadt illuminirt. In den Hauptstraßen war eine imposante Militärmacht mit Artillerie aufgestellt und es kam zu einzelnen Verhaftungen.

Amerika. Ueber die am 21. Juli stattgefundene Schlacht bei Manassas in Virginien liegen jetzt genauere Berichte vor, welche insgesammt die Haltung der Bundesarmee in einem sehr unrühmlichen Lichte erscheinen lassen und im Allgemeinen bestätigen, was in unseren Newyorker Briefen über das amerikanische Heerwesen schon früher gesagt worden ist. Um die kriegerischen Ereignisse, welche jetzt in der Union stattfinden, einigermaßen richtig zu würdigen, muß man sich aber immer wieder die Zusammensetzung des Bundesheeres vergegenwärtigen, denn diese ist eine so eigenthümliche, daß sie der Kriegsführung einen ganz anderen Character aufprägt, als dies bei den Kämpfen regulärer europäischer Heere der Fall ist. Die Amerikaner unterhalten bekanntlich nur eine verhältnißmäßig sehr kleine reguläre Armee; sie wissen, daß ein zahlreiches stehendes Heer weder den Finanzen noch der Freiheit des Landes förderlich ist, und zudem nöthigt sie kein erobersüchtiger Außerer Feind zur Aufstellung einer bedeutenden bewaffneten Macht. Die reguläre Armee betrug in den letzten Jahrzehnten wenig über 10,000 Mann, und nur während des Krieges mit Mexico (1847) wurde dieselbe durch Anwerbungen auf die Dauer von 3—12 Monaten vorübergehend vermehrt. Diese Armee wird in Friedenszeiten meist zur Besetzung der festen Plätze und Forts an den ausgedehnten Grenzen der Union verwendet. Die Offiziere derselben erhalten im Cadettenhause zu Westpoint ihre wissenschaftliche und militärische Ausbildung und es ist ihnen je nach ihrer Tüchtigkeit das Advancement gesichert; der Gehalt beträgt bei einem Obersten mit Einschluß der Rationen, Fourage, Bedienung ic. monatlich 218 Doll.,

bei einem Secondelieutenant 108 Doll. Die monatliche Pöhnung für einen Soldaten beträgt bei der Cavalerie 8 Doll., bei der Infanterie 6 Doll. außer den Rationen. Die Soldaten sind insgesammt gegen Handgeld, gewöhnlich auf 5 Jahre, angeworben; eine Conscriptio gibt es nicht und bei der Abneigung des Amerikaners gegen militärische Disciplin füllen sich daher die Reihen der Bundesarmee meist mit Irländern, Deutschen, Engländern oder französischen Canadiern; es sind darunter viele Strolche und Bummel und der Auswurf der größeren Städte ist reichlich dabei vertreten; denn Sold und Beute sind der lockende Köder, welcher diese Leute zur Fahne führt. Mit ihrer Disciplin ist es, trotz der bestehenden harten Strafen, nicht zum Besten bestellt, wie denn überhaupt republikanische Institutionen und Sitten sich wenig mit einem stehenden Söldnerheere vertragen. Die Soldaten sind im Felde öfterer bereit, für das Adoptiv-Vaterland davon zu laufen, als dafür zu sterben; in Kriegszeiten erreicht deshalb die Zahl der Deserteure eine beträchtliche Höhe.

Von dieser alten regulären Armee sind gegenwärtig etwa 5000 Mann in der Gegend von Washington versammelt. Die Regierung vermochte in der Eile von den entfernten Commandoplätzen nicht mehr zusammenzuziehen. Senes Corps bildet den Kern der großen Operationsarmee, um welche sich die auf Handgeld angeworbenen neuen Regimenter, die Freiwilligen und Milizen schaaren. Wenn nun in wenig Monaten die Bundesarmee um das Zehnfache verstärkt wird, so liegt es auf der Hand, daß die vorhandenen tüchtigen Offiziere, deren Zahl kaum 1100 beträgt, nicht ausreichen, die erforderlichen Führer zu liefern. Man muß sich daher behelfen, wie es eben geht, und deshalb sind die Deutschen, welche militärische Bildung besitzen, gegenwärtig als Offiziere sehr willkommen. Daß die neuangeworbenen Truppen in so kurzer Zeit wenig geschickt sind, sich im Felde als tüchtig zu bewähren, bedarf keines Beweises, wie denn auch die Verwaltung des in so rascher Frist vermehrten Heerwesens und die Bepflegung der Leute bei der Corruption des Beamtenpersonals eine so mangelhafte ist, daß darunter der militärische Geist nothwendig leiden muß. Wie es um die Organisation der Milizen und Freiwilligen bestellt ist, wurde schon früher in den „Briefen aus Nordamerika“ in d. Bl. ausführlich geschildert; sie bilden eine sehr bunte, schwerfällige Masse, und die tüchtigen Elemente, welche sich unter ihnen befinden, können bei der Menge untauglicher Subjects und der meist mangelhaften Führung selten zur vollen Geltung kommen. Doch haben die größtentheils aus verheiratheten Männern bestehenden Milizen, namentlich im Defensivkriege, wenn es galt, den eignen Herd zu vertheidigen, immer noch Tüchtigeres geleistet, als die weniger geschulten Freiwilligen.

Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um die Niederlage der Bundestruppen bei Manassas zu erklären; wir lassen nun einige Details über diese Schlacht folgen, welche der englische Times-Correspondent und der Newyorker Berichterstatter der Köln. Ztg. unter Anderen in ihren Briefen mittheilen.

Die Bundestruppen waren, ungefähr 55,000 M. stark, am 17. Juli in Virginien eingerückt, um über Manassas-Junction, der stark besetzten Position des Feindes, vorzudringen. Der Bulls-Run (Dachsenbach), ein unbedeutendes Flüsschen, schied am 18. Juli die Avantgarde der Bundesarmee von dem Heere der Seccessionisten und es kam bereits an diesem Tage zu einem Vorpostengeföchte, welches zum Nachtheil der Unionstruppen ausfiel. Am 19. und 20. rückten die Letzteren noch weiter vor, während die Seccessionisten sich zurückzogen. Am 21. eröffnete die Bundesarmee den Kampf mit einem Angriff auf die feindlichen Batterien, die sich in einer ununterbrochenen Reihe von Bulls-Run bis Manassas erstreckten. Im Anfang ging Alles gut. Bis gegen 2 Uhr Nachmittags waren, wenn auch mit großem Verluste, mehrere Batterien genommen und der Feind wurde überall zurückgedrängt. Der commandirende General, Mac Dowell, ließ bereits durch den Telegraphen einen glänzenden Sieg verkünden, den man denn auch noch denselben Abend in New-York mit großem Enthusiasmus feierte. Aber um 3 Uhr wandte sich auf dem Kampfplatze das Blatt. Die

dem feindlichen Feuer ausgesetzten Bundesstruppen waren ermüdet und ihrer Führung mangelte jedwede Organisation; die Colonne Hunters, welche den linken Flügel zu umgehen und den Hauptangriff auszuführen hatte, wurde nicht gehörig unterstützt und die Befehle des commandirenden Generals sollen nicht einmal an die betreffenden Offiziere gelangt sein. General Patterson, welcher den rechten Flügel commandirte und von dem man nicht weiß, ob er ein Feigling oder ein Verräther ist, versäumte es, den Secessionisten den Bezug abzuschneiden, und ein Theil der Unionstruppen, welche General Schenk, ein Advokat, commandirte, weigerte sich sogar, auf das Schlachtfeld zu marschiren. Mittlerweile hatten sich die Secessionisten durch das Johnson'sche Corps bedeutend verstärkt; sie sandten immer neue Truppen ins Treffen und namentlich machte die Ueberlegenheit ihrer Cavalerie den Bundesstruppen viel zu schaffen, obgleich das Terrain der Entwicklung der Reiterei nicht besonders günstig war. Gegen 4 Uhr Nachmittags brach die Verwirrung los. Ein panischer Schrecken ergriff das Bundesheer und dasselbe stob in eiliger Flucht auseinander. Den ersten Anlaß hierzu soll das Fuhrwesen gegeben haben, welches ohne Deckung geblieben war; die ungeübten Fuhrleute geriethen, als die ersten Kugeln unter ihnen einschlugen, in grenzenlose Unordnung, die sich dann den Soldaten rasch mittheilte, so daß in wenigen Minuten die wilde Flucht entstand. Die Fuhrleute und Artilleristen ließen ihre Wagen und Geschütze im Stiche und galoppirten auf ihren Pferden davon; die Soldaten warfen Gewehre und Tornister weg, und die zahlreichen Zuschauer, welche sich auf einem benachbarten Bergrücken aufgestellt hatten, um die Schlacht in aller Ruhe wie ein Wettrennen zu beobachten, stürzten keuchend und athemlos mitten in dem dichtgedrängten Troß auf der holperigen Straße vorwärts. Die Offiziere liefen am schnellsten und die Soldaten suchten ihrem Beispiele zu folgen, indem sie nach und nach alle Bagage von sich warfen, oder in den Ambulancen Platz suchten, während die armen Verwundeten sich mühsam fortschleppen mußten. Dabei hörte man den lauten Ruf: „Wir sind geschlagen! Die Cavalerie ist uns auf den Fersen. Sie wird uns zusammenhauen!“ Aber nirgends war der Feind zu sehen und die schmachliche Flucht erschien ganz ungerechtfertigt; vielmehr wäre ein geordneter Rückzug recht wohl möglich gewesen. Jeder Kanonenschuß, der aus der Ferne ertönte, vermehrte das Rennen und Fliehen; Einer machte dem Andern Angst und so wurde die ungestüme Flucht bis über Centreville hinaus fortgesetzt. Erst in Arlington glaubte man sich völlig sicher und ein Theil der Fliehenden machte ermüdet Halt, während nicht Wenige ihren Weg bis Washington fortsetzten. Später ergab sich, daß am Morgen der Schlacht mehrere Regimenter, als sie den Kanonendonner hörten, sich ganz gemüthlich auf den Rückmarsch begeben hatten, weil ihre dreimonatliche Dienstzeit zu Ende ging! Nur die deutschen Regimenter aus New-York hielten redlich Stand; sie bildeten die Reserve, nahmen aber an dem Kampfe nicht theil; aber sie harrten treulich aus auf ihren Posten, schlugen nach Beendigung des Haupttreffens einen Cavalerieangriff zurück und suchten nach Kräften der hereingebrochenen Verwirrung zu steuern und die fliehenden Truppen zum Stehen zu bringen.

Die Bundesarmee hat an diesem verhängnißvollen Tage fast ihre gesammte Artillerie, über 8000 Musketen und eine ungeheure Menge von Munition und Kriegsgeräthe verloren. Dagegen ist die Zahl der Todten und Verwundeten keineswegs so groß; die Bundesstruppen sollen wirklich nicht mehr als 800—1000 Mann verloren haben, woraus sich ergibt, daß dem feindlichen Feuer nicht allzulange Stand gehalten wurde. Südliche Blätter geben den Verlust ihrer Gegner auf 15,000 Todte an, ein Beweis, wie weit die Aufschneiderei getrieben wird. Schlimmer als alle Verluste ist aber die an diesem Tage hervorgetretene Demoralisation des Bundesheeres, und es wird aller Anstrengung bedürfen, um diese unheilvolle Niederlage vergessen zu machen.

Die Secessionisten, deren Präsident Davis bei der Schlacht das Centrum commandirte, sind obenauf; sie geben ihre am

Kampfe betheiligte Streitmacht auf nur 15,000 M., die des Gegners aber auf 35,000 M. an, doch sind diese Zahlen wohl wenig zuverlässig; dies gilt auch von der eroberten Beute, welche die Secessionisten auf 63 Kanonen, 25,000 Gewehre, 1200 Pferde u. angeben. In ihren Bülletins heißt es, daß die Bundesstruppen fünf Generale verloren haben.

Die Bundesarmee hat sich in der Umgebung von Washington gesammelt. Die an die Regimenter, deren Dienstzeit abgelaufen ist, erlassene Aufforderung, bei der Fahne zu bleiben, fand wenig Anklang, doch wurden 11,000 M. frische Truppen aus Pennsylvanien herangezogen. Man fürchtete einen Angriff der Secessionisten auf Washington, doch wird es damit wohl so rasch nicht gehen. In den Regierungskreisen herrscht große Erbitterung über die erlittene Schlappe und man wird Alles daran setzen, sie bald auszuweichen. Im Senat wurde eine Bill berathen, welche den Präsidenten ermächtigt, unfähige Freiwilligen-Offiziere zu verabschieden. Es wird von den Offizieren berichtet, daß diese sich ihrer Niederlage rühmen und sich darüber freuen, daß ihre Soldaten nicht wieder ins Feuer zu bringen sein werden und die ganze Sache nun aus sei. Der Times-Correspondent Russell, dessen Unparteilichkeit bekannt ist, gesteht offen ein, daß er sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht sieht und daß er nunmehr durch eigene Anschauung von der Unzuverlässigkeit der Bundesarmee nur zu sehr überzeugt worden ist. Der einzige Trost für den Norden bleibt der, daß die Truppen des Südens nicht besser beschaffen sind; doch bleibt den Letzteren der große Vortheil, bessere Führer zu besitzen.

Auf der Insel Antigon, welche zu den kleinen Antillen gehört und unter britischer Herrschaft steht, hat ein starkes Erdbeben stattgefunden, bei welchem 2000 Menschen um's Leben gekommen sein sollen. Die Insel zählt ungefähr 37,000 Einwohner.

Der Erbschlüssel.

Erzählung nach dem Leben, von Leopold.

(Fortsetzung.)

Die Stunde kam. Mein letzter Gang war beendet. Ich kleidete mich flüchtig um und ging zum Concerte. Hinter mir auf hohem Podium standen die Mitglieder der Liedertafel; sie waren Alle weiß behandschuht. Der Vorstand hatte die Sache in die Hand genommen und von Chemnitz siebzig Paar weiße Handschuhe kommen lassen. Es war das eine Hauptsache beim Feste, ebenso wichtig, wie daß die Vereinsfahne aufgehängt worden war.

Zuerst sang der Chor einen Willkomm, dann spielte das Stadtmusikchor eine Musik, darauf sang die Tochter des Bürgermeisters schüchtern ein Lied und dann begleitete ich wieder meinen guten Käster.

Er sang vortrefflich und ohne Scheu. Die Damen wiegten wohlgefällig ihr Haupt. Und als vollends mit gesteigertem Ausdruck und feurigerer Begleitung der Schlußvers ertönte:

Mit Deinen schönen Augen
Hast Du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

da füllte sich manches dunkle Auge mit Thränen und manches Herz ergrimmte über die, die solcher schönen Bitte unzugänglich gewesen war. Fein beobachtete man das ungestörte Ausschwingen der Töne und der Stimmung; als aber nach langer Pause ein Beifallsturm losbrach, da mußte der gute, kräftige Sang nochmals ertönen.

Nach dem Concert blieb man in heiterer Gesellschaft noch längere Zeit beisammen. Ein junger Mann trat an mich heran. Er schien absichtlich meine Gesellschaft zu suchen.

„Der Herr Doctor haben sich heute ein unvergeßliches Denkmahl gesetzt,“ meinte der Fremde und verneigte sich verbindlich.

„Ich habe gar geringes Verdienst an der Sache. Die Damen, der Herr Käster und die fremden Musiker haben die Ehre.“

Als ich das Wort „der Herr Käster“ aussprach, suchte ein Blick aus dem Auge des Fremden. Den Augenblick darauf

war es wieder so ruhig als vorher und ein sanfterabgezogener Wimperschleier schien sich zu bemerken, diese plötzliche Aufregung zu bedecken.

„Ohne die gute, tiefempfundene Begleitung, ohne die rechte Expression — fuhr der Fremde näher tretend fort — wäre auch der beste Gesang erfolglos. Uebrigens hörte man mehrfach einen angestregten Ton, eine gewisse — Brustschwäche hindurch.“

„So?“ äußerte ich vorsichtig.

„Ja, es ist — fuhr er fort — die Meinung der ganzen Stadt und auch ich bin gewissermaßen an diesem Umstande betheilig.“

„Wie so, mein Herr?“

„Ich bin Beamter aus einer benachbarten Stadt und verwalte für eine Person, die ihr Geschick an das des jungen Herrn Küsters leitet, das Vermögen. Ich würde daher mir vielleicht selbst in den nächsten Tagen die Freiheit nehmen, bei dem Herrn Doctor vorzusprechen, um mir so ein kleines, weiter Nichts bedeutendes Gesundheits- oder vielmehr — verbesserte er sich hierbei — ein Krankheitsattest über den Herrn Küster zu erbitten. Sie notiren mir meine Forderung und — ich weiß schon, Sie sind ein Freund von einem Fläschchen alten Erlauers — ich lade Sie hierbei ergebenst ein, Platz zu nehmen, wenn Ihnen unsere Gesellschaft behagt. Wir sitzen dort an dem Sophasche.“

Es war mir vollkommen klar, ich hatte den Stadtschreiber aus Waldenburg, den Nebenbuhler meines braven Küsters, vor mir. Kein Wunder, daß er sich um das lebenswürdige Mädchen bewarb, kein Wunder, da er deren Vermögen zu verwalten hatte und, wie es schien, auf einem hohen Fuße lebte. Auch kannte er ja Marien von Jugend auf; er mußte also wissen, ja sonnenklar wissen, was er an ihr hatte.

Doch verdross mich das ganze aufdringliche Wesen, das der junge Mann an den Tag legte. Gewiß, der genossene Wein mußte ihn aufgeregter haben, ohne Klugheit zu handeln; denn er hatte mich nicht einmal gefragt, ob ich den Küster schon behandelt habe, ja er schien zu glauben, daß ich ihn vor einem halben Jahre schon zu meinen Patienten gezählt hätte.

Indes ich mußte ihm wenigstens eine Lehre geben. Es verlegte mich tief, als er sagte, ich sollte ihm „ein kleines, weiter Nichts bedeutendes Krankheitsattest“ geben. Er sollte wenigstens mich nicht täuschen; das mußte er also zurücknehmen.

„Gewiß — verlegte ich ihm — handeln Sie höchst gewissenhaft, wenn Sie das Wohl Ihrer Pflanzbefohlenen bedenken. Und Aeryten geht es eigentlich die ganze Berufszeit hindurch so, denn Gewissenhaftigkeit in der kleinsten Sache ist unsre Hauptstärke. Wir müssen sie selbst auf dem Papiere zeigen. Ich hätte z. B. ein Recept oder ein Krankheitsattest zu schreiben und wollte denken, das wäre etwas Kleines oder es hätte weiter Nichts zu bedeuten. Welch' ein Mißbrauch könnte entstehen! Bedenken Sie nur! — Doch wie kam ich darauf? Mein Gedächtniß ist heute Abend matt, da ich so viel gehört habe. Sie entschuldigen. Was war's, was Sie von mir erbat?“

„Entschuldigung! Ein mir wichtiges Krankheitsattest für den Herrn Küster, mein lieber Herr Doctor!“ — fiel er ein.

„Dürfen wir uns der Ehre Ihrer Gesellschaft freuen?“ — sagte er dann hinzu.

„Ich bin allerdings abgehalten. Bedauere!“ — entgegnete ich, wandte mich zu einer andern Gruppe und sah eben, wie meine Wirthsfamilie mit der Wirthschafterin Marie fortging und auch mein Küster bald hinterdrein trippelte. Freude leuchtete aus den Blicken der beiden Verlobten.

Auch ich ging bald, nachdem ich noch einen flüchtigen Blick in den Bechwinkel der Waldenburger geworfen hatte. Da stand Flasche an Flasche und lecker Biß wurde laut und lauter. — Spät erst schlief ich ein, denn mancherlei Gedanken durchkreuzten noch meinen Kopf.

Raum war ich im ersten süßen Schlafe, so fuhr ich erschrocken auf. Ein gräßliches Gebrüll schallte von der Straße herauf. Mehrere Wagen rasselten vorüber; sie fuhrten dem Thore

zu, durch welches die Waldenburger Straße hinausführt. Gewiß, es waren die späten Reiter aus dem Concertsaal. Wie ein Rachechor stimmten sie grade unter meinen und des Küsters Fenstern den absichtlich verzerrten Vers an:

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles, was Menschenbegehrt,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst Du mehr!

Mir war's, als ob Jemand ein Bündel Dornen auf ein duftiges Beilchenbeet wüfste! Unterdeß war der Himmel trübe und trüber geworden. Ich hörte den Regen, der unterdeß heraufgezogen war, an meine Scheiben plätschern und wenn der neue Windstoß verklungen war, da war mir's immer wieder, als wenn der trunks Chor das gemißbrauchte Lied durch die Gassen tönen ließ.

„Fahrt hin!“ dachte ich, als ich kein Wagengrausen mehr von der Straße vernahm.

Nach meinen Gedanken hatte nun das Einwirken von Seite des Stadtschreibers zu Waldenburg, sowie das seiner Schwester Friederike sein Ende erreicht. Aber die Bähigkeit hat noch ein Mittel, welches, je länger sie dasselbe berathet, um so gefährlicher werden kann, das ist die List. Friederike suchte jede Gelegenheit, mit Marien zusammen zu kommen und hatte mit scharfem Blicke eine Schwäche an ihr erspäht; das war die Furcht und der Aberglaube. Wie hatte Marie damals, entsetzt und voller Zweifel hingehört, als Riechen das Wort „krank“ aussprach.

Darauf hatte Friederike in Gemeinschaft mit ihrem Bruder ihren Plan gebaut.

Der Sommer war zu Ende. Der Herbst mit seinen brennenden Wäscen war eingezogen; der Nooemberwind schüttelte auch diese Zeugen eines zum letzten Male aufblühenden Lebens von den Bäumen. Destrer als je sah man sich des Abends, an den langen Abenden, wo man den Nachbar sucht, wie im Sommer den Schatten; wo man in seinem Umgange Entschädigung sucht für die vielen Entbehrungen, die uns die Jahreszeit auferlegt.

Auch Riechen kam, wie ich bemerken konnte, oft in das Haus zu Marien geschlichen.

Diese, obwohl ihr nicht mehr besonders gewogen und vor ihr auf der Hut, schonte gleichwohl aus Rücksichten auf so langen Umgang ihre Jugendfreundin. Vergebens hatte ihr selbst der Küster doppelte Vorsicht empfohlen, da ihre Besuche zu absichtlich gesucht erschienen.

(Schluß folgt.)

Der Herzog von Coburg-Gotha.

Herzog Ernst von Coburg-Gotha ist der Fürst eines kleinen Landes, aber sein Name und sein Ruf sind groß und weitverbreitet. Bei Freund und Feind steht er im Ansehen eines hochbedeutenden Mannes. Freund ist ihm der große Theil des deutschen Volkes, der mit Freude und Verehrung wahrgenommen, wie dieser Fürst in schwierigen Zeiten, unter den hochgehenden Wogen der Reaction, unverrückt das Ziel der deutschen Einheit im Herzen getragen und zu erreichen gesucht hat; wie er im Jahre 1849 sich der Sache Schleswig-Holsteins annahm und unter seinem Oberbefehl der Sieg bei Eternförde gewonnen wurde; wie er nach dem unglücklichen Verlauf der Nationalversammlung den preussischen Unionsplan förderte und den Berliner Fürstencongress ins Leben rief. Und als anderwärts dem jähen Aufschwung erbitterter Rückgang folgte, als die Zeit der Manteuffel kam und viele kleine deutsche Staaten ihre Minister aus der Pflanzschule der preussischen Kreuzzeitungspartei bezogen, — da war Coburg-Gotha das Musterländchen, das nicht nur den kleinen, nein, auch vielen größeren und großen deutschen Staaten als Vorbild der Treue am gegebenen Wort, des unverrückten Verfassungslebens voranleuchtete. Es war die Dase im Wästenleben deutscher Reaction. Sein Fürst aber zeichnete sich darin aus vor seinen Standesgenossen, daß er auch persönlich brach mit allen altüberkommenen Vorurtheilen und Schranken. Daß er Küster und

Gelehrte um sich scharte, darin stand er nicht allein in Deutschland, das thaten ihm Andere gleich und zuvor. Darin aber war und blieb er der Einzige, daß er hierbei mit besonderer Auswahl und Rücksicht auf die freisinnige, völlig unabhängige Richtung dieser hochbegabten Männer verfuhr; darin hatte er seines Gleichen nicht in Deutschland, daß er die Männer von Talent — wie Gustav Freytag, den Verfasser von „Soll und Haben“, Gerstäcker, den bekannten Weltfahrer und Schriftsteller u. A. — welche er zu sich berief, nicht zur Folie seines Hofes, nicht als die Posanen seines Ruhmes, nicht zur Schaustellung um sich scharte, sondern aus wahrer, warmer, herzlichster Anteilnahme an deutschem Leben und Streben. Andre Fürsten haben auch Dichter und Schriftsteller, Gelehrte aller Art in ihre Residenz berufen. Die Zeitungen rühmen sie als Freunde und Beförderer der Kunst und Wissenschaft. Aber es findet kein so inniges Verhältniß zwischen ihnen und den ins Land Berufenen statt, und die Treibhauspflanze der Gönnerschaft trägt keine Blüten und Früchte. Und wo selbst, wie einst unter Karl August in Weimar, ein innigeres Verhältniß stattfand, auch da ward es nur allzudüsig untergraben oder doch gestört durch Hofintriguen jener Adelspartei, die, auf ihr altes Vorrecht pochend, allein den Fürstenhof zu umlagern, dem bürgerlichen Talent die Stufen am Throne auf jede mögliche Weise freitig zu machen sucht. Wer weiß es nicht, daß ein Schiller erst geabelt werden mußte, um die Zutrittsfähigkeit zum Hofe zu erlangen, daß Leute, wie er sie ungefähr in seinem Hofmarschall Kalb geschildert, ängstliche Wächter der Etiquette und ihrer durch Hochgeburt erlangten Vorrechte, bei allen wirklichen Hoffesten den Vorrang einnahmen vor den beiden deutschen Dichtersternen. Und wie das vor hundert Jahren war, so ist es fast heute noch. Der Zutritt zu den Staatsämtern steht Allen gleichmäßig offen — so heißt es in jeder Verfassungsurkunde; aber der Zutritt zu den Hofämtern, zur unmittelbaren, nicht geschäftlichen, sondern gesellschaftlichen Umgebung des Fürsten, der steht noch heute, wie vor Jahrhunderten in Deutschland nur Cavalieren offen. Und mit dieser Sitte hat Herzog Ernst von Coburg-Gotha zuerst und allein gebrochen. Er hat die Kammerherrn und Kammerjunker abgeschafft, hat sich Umgang seiner Wahl ausgesucht, hat das Talent, wo er es fand — ob bürgerlich oder adlig — an seinen Hof gezogen. Kein Wunder darum, daß dieser, selbst so hochbegabte Mann nicht verrottete Ideen, nicht verjährte Vorurtheile, sondern frische, thatkräftige, zeitfassende, zeitbeherrschende Gedanken von der bedeutenden Umgebung seiner Wahl aufnimmt, mit ihr bespricht; daß hier wahrhaft lebendige und fruchtbare Unterhaltung die Stelle des leeren Etiquettenkrans und der Salembourgs vertritt. Und diese persönliche Berührung des Herzogs mit Männern deutschen Geistes und Wissens, mit Trägern der vorgeschrittenen Zeitideen, hat sich in vielen deutschen Angelegenheiten schon förderlich erwiesen. Wie der Herzog begabten Männern, denen ihr patriotischer Freisinn die Heimath verleidet, namentlich Schleswig-Holsteinern, gastlich die Thore seines Landes und seines Schlosses eröffnet, ebenso hat er dem bekannten, vielgeschmähten und doch um Belebung des deutschen Gemeingefühls, um Anteilnahme für die deutsche Frage auch über den Kreis seiner Mitglieder hinaus, ja bis ins Lager seiner Segner hinein fruchtbar und anregend gewordenen Nationalverein in seinem Lande den Wirkungskreis eröffnet und damit auch die zu Dank verpflichteten, welche weniger in dem unmittelbaren Wirken jenes Vereines, als in dessen Dasein überhaupt, in seinem mittelbaren Einfluß auf Belebung des Gemeingedankens, ein heilsames Gegengewicht gegen die bundes-tägliche Erstarrung erblicken. Herzog Ernst von Coburg ist der erste und alleinige Fürst gewesen, welcher ohne den Nimbus fürstlicher Uniform und fürstlichen Gefolges, an Volksfesten und Volksversammlungen Anteil nahm, nicht als Vornehmer unter den Gemeinen, nicht leutselig sich herablassend, sondern als Genosse unter Genossen. Wie er in der Kunst, in seiner Lieblingskunst der Musik, nicht bloß anderer Worte vornehm genießt, sondern selbst regen Anteil nimmt am Schaffen, selbst componirt und seine Tonwerke der Gesamtheit zu Genuß und Beurtheilung preisgibt — ebenso

zeigte er auch bei allen öffentlichen Gelegenheiten, bei Versammlungen und Festen, seine Zugehörigkeit, seine Anteilnahme. Noch jüngst hat er dem allgemeinen Schützenfest präsidirt, hat die Beratungen des Schützenbundes geleitet und in Eröffnungsbrede wie Debatte nicht die eisige Glätte des Hoftons, sondern die gewinnende Wärme der Begeisterung gezeigt. Und wo deutsche Männer zusammenkommen — jüngst in Nürnberg zum Sängerefest, wo sein schönes Festlied „An die Tricolore“ gesungen wurde, neuerdings in Berlin zum Turnfest — da wird auch freudig sein gedacht. Herzog Ernst war es endlich, der zur gedeihlichen Lösung der brennenden deutschen Frage den ersten entschiedenen Schritt gethan, das erste wirkliche Opfer gebracht hat. Ganz so, wie er es öffentlich ausgesprochen: daß er bereit sei zum Besten der deutschen Einigung Regierungsrechte zu opfern, hat er neuerdings seine Truppen dem preussischen Heere einverleibt und den Oberbefehl abgegeben. Das ist mit Nichten ein geringes Opfer zu nennen. Herzog Ernst ist mehr Soldat, als mancher andere Fürst, seine Truppen, wenn sie auch nur nach Tausenden zählen, haben glorreich zerfetzte Fahnen. Es war also für ihn ein ebenso schwerer Schritt, als er es für manchen anderen Fürsten mit zehnmal mehr Quadratmeilen sein müßte. Die geistigen Güter der Ehre, und der Pietät, sie können nicht gemessen und nicht gezählt werden. Hierin steht der kleine Fürst dem größeren völlig gleich. Das Opfer bleibt somit ganz dasselbe; ja es ist ein weit bedeutungsvolleres, wenn man erwägt, welche Aussichten einem ehrgeizigen Fürsten in der Lage des Herzogs von Coburg offen stehen. Bruder des Königin-Gemahls von England, eingeweiht in die diplomatischen Geheimnisse, welche für Europas nächstes Jahrzehnt möglicherweise von Entscheidung sein können, in Familienverbindung mit den Dynastien von Belgien und Portugal, durch Theilnahme an Lösung des Krimkrieges mit Louis Napoleon in Beziehung getreten und endlich persönlich tapfer und kampferprobt — so hat dieser Herzog von Coburg-Gotha, wie kaum ein anderer Fürst, alle Chancen für sich, um in die ehrgeizige unvolksthümliche Rolle eines Victor Emanuel zu verfallen. Und hat er je einen Schritt dazu gethan, ist sein jüngster, die Abtretung des Oberbefehls an Preußen, nicht geeignet, alle derartigen Befürchtungen zu bannen, aber auch den Patriotismus dieser That in das hellste Licht zu setzen? Nach der Fürstentradition ist es durchaus kein unehrenhaftes Beginnen, die diplomatischen Nöthe der Anderen zu eigener Machtvergrößerung zu benutzen, hier und dort anzuknüpfen ohne Rücksicht auf Verwandtschaft und Nationalität, auf Land und Völker. Zeigt auch nur ein Schritt des Herzogs von solcher Fürstentradition?

So urtheilt über ihn der Freund, das deutsche Volk. Der Feind freilich, — und das sind alle Die, denen Herzog Ernst zu weit geht in seinem offenen Verkehr mit dem Volke — urtheilt anders über ihn. Der möchte gern dem Ehrgeiz zuschreiben, was bis jetzt stets als freie, opferfreudige Hingebung sich kundthat. Dem Ehrgeiz! Mindestens jener kleinliche, persönliche Ehrgeiz, jenes Haschen nach unverdienter Macht, jene Sucht zu glänzen, ist dem Herzog fern. Aber sofern es einen vollberechtigten, großherzigen Ehrgeiz giebt, ein Streben nämlich, das Größte und Höchste, der Gesamtheit Heilsamste zu erringen, einen Ehrgeiz, seinen Lebensberuf vollständig erfüllt, in weiten Kreisen genügt zu haben und dies auch anerkannt zu sehen — so kann es Deutschland nur zum Glück gereichen, wenn seine Fürsten von solchem Ehrgeize beseelt sind.

Die gerechte Aufmerksamkeit, welche das deutsche Volk dem Herzog von Coburg-Gotha zollt, hat neuerdings Anlaß zu einer höchst bedeutsamen Schrift gegeben. Der durch mehrere literargeschichtliche und biographische Werke und Aufsätze bekannte Dr. Schmidt-Weissenfels, gleich anderen tüchtigen Schriftstellern vom Herzog von Coburg berufen und gastlich aufgenommen, hatte vor Kurzem in dem „Leipziger Sonntagblatt“ eine Schilderung von „Gotha und dem Herzog Ernst“ veröffentlicht, die ebensowohl durch warme Theilnahme für den Herzog, als durch würdigen Freimuth sich auszeichnet. Es ist darin das Leben in Gotha geschildert, welches mannichfachen geistigen und materiellen Genuß vom Herzog

empfängt. Es hieß nun darin: Die Gothaer haben aus vielen Gründen viel Eifersucht gegen den Herzog und man würde in der That ganz irrig sein, wenn man die Popularität und Verehrung, die der Herzog von Coburg-Gotha in ganz Deutschland und darüber hinaus genießt, auch von Seiten des eignen Volks voraussetzte. Zum Theil rührt das vom gegenseitigen langjährigen Verkehr her, dessen Alltäglichkeit kühl und nüchtern macht. Aber die Gothaer sind auch auf den Herzog eben wegen seiner großen Fähigkeiten nicht gut zu sprechen. Er kümmere — sagen sie — sich um die große Politik zuviel, um die Untertanen zu wenig. Er gebe Ausländern die ersten Regierungsstellen, halte die Regierung seines Landes für eine zu winzige Beschäftigung im Verhältnis seiner Fähigkeiten. Manches könnte besser sein; der Landtag, zum Theil aus Beamten bestehend, bringe nicht viel zur Sprache, die Landespresse dürfe zwar über die ganze Welt sagen, was sie wolle, nur nicht über die coburg-gothaischen Zustände. Da sei gleich eine Anklage fertig. Nur mit dem Herzog selbst lasse sich „schlankweg“ reden. Manches an diesen Beschwerden, fährt der Verfasser fort, ist richtig, doch der Herzog schuldlos. Vor Allem sein Streben für das große Vaterland ist nur dankbar anzuerkennen; zumal im eignen Lande Alles wohl bestellt ist. Nur Deutsche, meist wegen ihres Freisinnes aus dem engeren Vaterlande Vertriebene, finden in Gotha ein Asyl. Das kommt dem Ganzen zu Gute. Der betreffende Aufsatz, welcher auch den Widerstand der Gothaer gegen die Vereinigung mit dem ärmeren Coburg berührt, enthält dann weiter eine lebendige Schilderung des Hoflebens in Gotha, wo der Herzog beim Hofball, auf der Redoute, bei der Tafel ohne allen Standesunterschied in der gewinnendsten Weise verkehrt.

Dieser Aufsatz hat nun den Herzog selbst veranlaßt, in einem an den Verfasser gerichteten Schreiben sich über sein Verhältnis zu den Gothaern auszusprechen. Und diese Mittheilung voller Klarheit, Selbsterkenntnis und muthvoller Mannhaftigkeit, ist der werthvollste Bestandtheil der mit Recht Aufsehen erregenden Schrift: „Der Herzog von Gotha und sein Volk.“

Der Gedankengang des fürstlichen Schreibens ist folgender:

Bis im Jahre 1826 das Herzogthum Gotha, mit dem Aussterben seiner Linie (der mütterlichen Ahnen des Herzogs), an Coburg fiel, wurde es von Fürsten regiert, die entweder excentrisch oder ganz unbedeutend waren. Sie kümmerten sich nie viel um die Regierung, thaten aber auch keinem Untertanen weh. Sie waren streng rechtlich und sittlich und hielten auf Umgang mit geistvollen Männern. Daher erlangte Gotha einen gewissen Grad von Bildung, aber auch eine mächtige Bureaucratie des zahlreichen Adels, der eine veraltete Landesvertretung zur Seite stand. Es wurde wohlmeinend, wenig freidenkend, aber ehrlich, kurz patriarchalisch regiert.

Als des Herzogs Vater Gotha erhielt, empfing ihn kein Enthusiasmus. Die allmächtige Bureaucratie, der stolze Adel, die verwöhnte Bürgerschaft sahen mit Mißbehagen einen selbstregierenden, helfenden, energischen Fürsten einziehen. Der gothaische Spießbürger konnte und kann heute noch nicht verschmerzen, daß Gotha nicht alleinige Residenz ist. Indes überwand des Herzogs Vater mit seiner Geschäftsgewandtheit und Liebendwürdigkeit des Charakters die Schwierigkeiten. Ohne das alte Wesen der Verfassung zu zerstören, brachte er neues Leben in alle Zweige der Regierung. Der materielle Wohlstand ist ihm zu danken. Er war im vollendeten Sinne des Wortes der Vater seines Volkes, Gotha ein patriarchalisches Musterländchen. Kriegsgelübter Soldat, ohne Universitätsstudium, war er modernen liberalen Ideen, tiefen Einblicken in Leben und Geschichte der Völker fern geblieben. Dennoch gab er schon 1821 seinem Herzogthum Coburg eine constitutionelle Verfassung. Doch weder er noch die meisten Landesländer hatten einen Funken constitutionellen Lebens und es gab fortwährende Verwickelungen zwischen ihm und den Ständen. Um so lieber war ihm das patriarchalische Regiment in Gotha.

So standen die Verhältnisse, als Herzog Ernst (geb. 1818) nach sechsjähriger Abwesenheit vom Hause im Jahre 1842 zurückkehrte und in das Ministerium trat. „Seit meiner

frühesten Jugend — bekennt der Herzog — huldigte ich beinahe instinctmäßig liberalen demokratischen Principien. Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kind meiner Zeit.“

In Paris, London und Brüssel hatte er Umgang mit den geistig hervorragendsten Männern gepflogen. Theilnahme am großen Staatsleben war früh in ihm geweckt worden, so daß er absichtlich die Universität Bonn bezog, auf der damals, im Gegensatz zu den reactionär-aristokratischen Professoren und beinahe oppositionell, sich die liberale Tendenz durch ernstes Studium der Philosophie und Rechtswissenschaften fest einwurzelte.

So vorbereitet, mußte der Herzog, „in das Geschäftsleben der Heimath eingeführt, engherzigen Ansichten einer oft nur scheinliberalen Beamtenwelt entgegentreten.“ Diese Leute fühlten sich wenig zu ihm hingezogen, und „verwöhnt durch den anregenden Umgang mit dem Bedeutenden in den großen Städten, zeigte ich vielleicht ein geringes Interesse für Personen in der Heimath, welche sich für bedeutend hielten und mir nie vergessen können, daß ich sie nicht nach Wunsch beachtete.“

Am 29. Januar 1844 wurde der Erbprinz Herzog. Bon nun an war sein Ziel Friede zu machen mit dem Herzogthum Coburg, die unfruchtbaren Streitigkeiten mit den Ständen zu schlichten, das Fortleben des constitutionellen Wesens zu ermöglichen, der gegen das Domänen- und Familieneigenthum gerichteten Raubgier ein Ziel zu setzen und mit dem Landtage des Herzogthums endgültig abzuschließen. Das gelang ihm nach Ueberwindung von Schwierigkeiten, er schuf solide constitutionelle Verhältnisse, die sich bis heute, auch die Stürme von 1848 hindurch, bewährten.

Er entließ das Ministerium, „brach vollständig mit dem aristokratisch-bureaucratischen Theile der Gesellschaft.“ Viele hielten sich dadurch persönlich verletzt. Die Opposition sah ihre Wünsche erfüllt, ihren Wortführern war das Ziel ihrer Eitelkeit entfernt, sie konnten übertriebene Versprechungen nicht durchsetzen. Sie suchten nun das Verhältnis zwischen Herzog und Volk, namentlich dem ländlichen und kleinstädtischen Theil zu trüben. Dazu kam, daß der Herzog nicht mehr wie sein Vater, nach unconstitutionellem Belieben aus der Staatskasse Unterstützungen gewähren konnte, worin die Landbevölkerung mangelnde Fürsorge erblickte.

In Gotha floss des Herzogs Streben im Sinne des constitutionellen Systems auf Widerstand seitens der alten Standeschaft, der Beamten und der Bürger. Er galt dem Adel für den einzigen Demokraten im Herzogthum. Er ließ sich zwar nicht irre machen, drang aber vor 1848 nicht durch.

„Mit tiefem Kummer — spricht der Herzog — sah ich der Zukunft entgegen, da meine rege Theilnahme an der Entwicklung der politischen Zustände Deutschlands und eine genauere Kenntniß von dem sich immermehr geltend machenden Zeitgeist mich die Stürme voraussehen ließen, welche nur zu bald in vernichtender Weise alle Uebelstände des Mittelalters hinwegräumen und auch für die speciell gothaischen Verhältnisse verhängnißvoll werden mußten. Umsonst bemühte ich mich, Hoch und Niedrig begreiflich zu machen, daß man nur in ruhigen Zeiten segendbringend reformiren könne. Ich wurde nicht verstanden und deswegen nur umso mehr angefeindet.“

Auch in gesellschaftlicher Hinsicht suchte der Herzog zu reformiren. Er hielt in Gotha einen öffentlichen Vortrag über Psychologie — und man veräbelte ihm das! Ein spießbürgerliches Volk will eben auch einen spießbürgerlichen Fürsten.

Den Sturz der Orleans im Jahre 1848 erfuhr der Herzog in England. Er reiste sofort zurück und willfahrte noch in der Nacht seiner Ankunft in Gotha dem stürmischen Volke, welches nun im Laumel der Revolution diejenigen Reformen erzwingen zu müssen glaubte, die ich während vier Jahren umsonst in Ruhe auszuführen mich bestrebt hatte. Ich ersparte dem Herzogthum Gotha die Schrecknisse und Ummwälzungen, die in den Nachbarländern so viel Unheil erzeugt, so viel Blut hatten fließen machen. Ich gehörte der neuen Zeit an und begrüßte die Bewegung mit freudigem Herzen.“

Aber Unverstand und anarchischer Angriff auf das Eigentum verleiden ihm die Freude und erforderten alle Energie wie Ausbierung seines äußersten persönlichen Einflusses. Während Monaten stand er allein. Die Beamten, die meisten „Gutgesinnten“, hatten den Kopf verloren, er mußte persönlich mit der Masse verhandeln und erwarb ihr unbedingtes Vertrauen. „Mit Freuden — bekennt der Herzog — gedenke ich dieser Tage, da die augenblickliche Anerkennung der großen Menge mir nie wieder in einer solchen Weise zu Theil ward.“ Die Revolution endete in Jubel. Viele Landgemeinden luden ihn, den Unberechtigten, zur Abhaltung ihrer nun eigenen Jagden; er erschien, um zu zeigen, daß er „ohne Groll den Anforderungen der Neuzeit Rechnung getragen habe.“ Der fleißige, tüchtige Bauernstand ist ihm bis zur Stunde herzlich zugethan. Weniger, meint der Herzog, die Städter, besonders in Gotha.

Ihrer politischen Apathie war 1848 politischer Laumel gefolgt. Der reiche Landadel zog sich großend zurück und überließ der auf demokratischer Grundlage gewählten Constituante allein die Regelung der neuen Staatseinrichtungen. An den Verhandlungen in der Paulskirche und den allgemeinen deutschen Fragen nahmen die Bürger wenig Antheil; selbst der allgemein so populäre schleswig-holsteinische Krieg ließ Gotha ruhig; seine eigenen Truppen, sein Herzog, die dazu auszogen, davon heimkehrten, anderwärts mit Jubel begrüßt, wurden hier kühl empfangen. Und „diese auffällige Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Interessen unseres großen Vaterlandes“ ist Gotha verblieben.

Sein Herzog wandte sich von 1850 an fast ausschließlich der deutschen Frage zu. Die Gothaer blieben theilnahmslos und dankten es ihrem Herzog nicht. Dem Adel und den älteren Staatsdienern gilt er von 1848 her als Revolutionär. Sie verzeihen ihm nie, daß er Kammerherren, Kammerjunker und Hofjunker abgeschafft, daß der Hof, „das heißt mein Haus, nun einem Leben geöffnet werden konnte: dem ich vermöge Talent oder Sitte die Berechtigung zusprach,“ daß er die Formel „von Gottes Gnaden“ strich. Der wohlhabende Bürgerstand und die Bureaufratie, wirkliche und Schein-Liberale, sind gegen ihn, obschon jene ihn unterstützen sollten, weil er weder dem Ministerium allein die Geschäfte überläßt, noch unconstitutionell allein regiert. Endlich die kleinen Handwerker und die mit ihrem Schicksal Unzufriedenen nehmen dem Herzog Abkel, „daß er trotz seiner Freisinnigkeit und Gerechtigkeit diesen gemüthlichen Demokraten gegenüber die liberalen Gesetze nicht ungerügt übertreten lasse.“

Das fürstliche Schreiben schließt mit folgenden, man darf wohl sagen: goldenen Worten, die es verdienen, von Allen, Fürsten und Völkern, wohl beherzigt zu werden:

Wenn man das bisher Gesagte überblickt, könnte sich vielleicht der Gedanke aufdrängen, als ob ich bei der schärfsten Kritik, der ich die heimatlichen Zustände unterworfen habe, mir selbst wohl eine Ausnahmestellung angewiesen hätte. Ich bin frei davon, meine Person vom Volke zu trennen, ich rechne mich vielmehr zu ihm und fühle mit ihm. Und gerade weil es mir gelungen ist, von Jugend auf den Standpunkt zu verlassen, von dem die meisten meiner Standesgenossen das Volk und dessen Treiben beurtheilen, verlange ich um so Eoheres und Höheres von der Gesamtheit.

Der Volksgeist gleicht den brausend dahin wogenden Wellen eines Stromes. Ihn abjudammen, in seinem Laufe zu hemmen, ist fruchtloses Unternehmen. Bäumend steigen die Wogen in die Höhe und reißen jedes Hemmnis mit sich fort. Patrioten und Fürsten sollten darum das gleiche Bestreben fühlen, die stets vorwärts treibende Fluth rein und in den Ufern zu erhalten.

Um dies zu vermögen, bedarf es aber der Theilnahme des Volkes selbst. Es darf sich nicht fremd zu den Männern stellen, welche dazu geschaffen sind, die Leitung in die Hand zu nehmen.

Sicher ist es verwerflich, nach einer Popularität in dem allgemein gebräuchlichen Sinne zu ringen und auf Kosten der gestellten Aufgabe sich lächerlich populär zu machen. Aber eben so irrig ist es zu glauben, daß ohne die warmen Sympathien des Volkes, also ohne Popularität im richtigen Sinne, jene patriotischen Männer dennoch im Stande sein könnten, segensbringend die Masse zu führen.

Das Volk muß die Namen seiner Führer heilig halten, es muß sie selbst vor Berunglückung schützen und darf nie vergessen, daß gegenseitiges Vertrauen von gegenseitiger milder Berücksichtigung unzertrennlich ist.

Möchten alle meine theuern Gesinnungsgenossen, welcher Farbe sie auch angehören, dieser Worte stets eingedenk bleiben!

Es ist das Erstmal, daß ein deutscher Fürst in solcher Weise sein Selbstbekenntnis vor aller Welt ablegt, so alles streifen Etiquettentones bar, ohne allen rednerischen Prunk, sich klar und offen, rückhaltlos und eindringlich mit der öffentlichen Meinung verständigt.

Und die öffentliche Meinung weiß dies zu würdigen. Das geringste Interesse an der vorliegenden Schrift ist das Verhältnis des Herzogs zu den Gothaern. Von Hauptbelang ist vielmehr dabei die Auffassung, welche darin niedergelegt ist, von dem Verhältnis eines constitutionellen Fürsten zu seinem Volke. Und in diesem Sinne enthält die Schrift so vortreffliche Lehren und Mahnungen, giebt sie so schlagende Beispiele, daß Fürst und Volk daraus lernen kann.

Vor wenigen Monaten füllte ein Brief des Herzogs von Numale die Zeitungspalten und das Tagesgespräch. Ein echt deutsches Gegenstück zu jenem Herzogsbrief ist dieser fürstliche Aufsatz, der in erquickender, freilich auch in mannichfacher Hinsicht beschämender Weise einen echt deutschen, staatsmännisch durchgebildeten, frei- und großgesinnten Fürsten in seiner rastlosen, allen kleinlichen Anfeindungen siegreich widerstehenden Wirksamkeit uns vor Augen stellt. Auf diesen Herzog ist das deutsche Volk mit Recht stolz. Sein begeistertes Vorgehen hat ihm aller Orten begeisterte Zustimmung errungen. Diese Schrift, die der alten Etiquette fürstlichen Schweigens Balet sagt, und an das deutsche Volk sich richtet, wird von diesem aller Orten als ein klangvolles Zeugnis, als ein unvergessenes Denkmal des edlen Fürsten bewahrt werden, den sein Hochsinn und der Deutschen Hoffnung einer großen Zukunft würdig machen.

Dresden, den 15. August.

— Die erste, mit dem 9. Aug. abschließende Quittung des Dresdner Comité's zur Sammlung freiwilliger Beiträge für den Bau von Kanonenbooten ist bereits veröffentlicht worden; sie ergiebt einen Gesammbetrag von 902 Thln.; die Spenden der einzelnen Geber steigen von 1 Ngr. bis zu 250 Thln.

— Am 13. Aug. verstarb hier im 70. Lebensjahre der als tüchtiger Pädagog auch in weiteren Kreisen bekannte frühere Director des Freimaurer-Instituts, A. Manitius. Derselbe hatte seit fünf Jahren die Directorstelle niedergelegt, ertheilte aber bis zu seinem Tode noch Unterricht an der genannten Anstalt. Eine reiche Anzahl von Schülern, welche unter seiner umsichtigen Leitung ihre Bildung in jenem Institute erhielten, werden dem Vereinigten gleich allen Denen, die dessen segensreiche Thätigkeit näher kennen lernten, ein dankbares Andenken bewahren.

— Am 8. d. M. Nachmittags wurde dem 44 Jahre alten Arbeiter in der hiesigen Papiersfabrik, Johann August Pira, während er das eine Maschinenwerk daselbst in Gang setzen wollte, infolge eines Rucks an demselben, ohne daß er es hat verhindern können, in die gangbaren Räder geschleudert. Es wurde ihm dadurch der rechte Arm am Ellenbogen ziemlich, der Daumen des linken Armes aber vollständig abgerissen. Im Stadtkrankenhaus, wohin derselbe sofort transportirt wurde, ist ihm der rechte Arm oberhalb des Ellenbogens amputirt worden und giebt sein dermaliges Befinden gegründete Hoffnung zu seinem Wiederaufkommen.

— Am 9. d. M. stürzte der Mauerlehrling Mauther, von hier, bei einem Neubau auf der großen Kirchgasse 3 Stagen hoch vom Gerüste herab, und erlitt dadurch einen Schenkelbruch.

— Zur Vervollständigung der in vor. Nr. enthaltenen Notiz über den Bier-Consum auf der diesjährigen Vogelweife fügen wir noch die uns zugegangene Mittheilung bei, daß die Actienbrauerei zum Felsenkeller im Plauenschen Grunde während der Festwoche allein 756 Eimer Lagerbier nach dem Schickplatz verschrotten hat.

Chemnitz, 12. Aug. In der heutigen Rathssitzung ist der rühmlichst bekannte Director des ehemaligen Dünerrüchischen Chores in Dresden, Herr Mannsfeld, zum städtischen Musikdirector erwählt worden. Dem Vernehmen nach wird er noch im Herbst d. J. seine Stelle antreten. (Chem. Ztbl.)

(Fortsetzung im Beiblatt.)

